

(Nachdruck verboten.)

28]

Die Fanzare.

Roman von Friß Mauthner.

XIII.

Der erste Januar war für den alten Mettmann seit dem Morgen so recht ein Tag nach seinem Herzen: Thätigkeit, Erfolge, Aufregungen und Anlässe genug, seine unklare Philosophie der Menschenverachtung zu kräftigen. Da war gleich beim Frühstück die erste Nummer des Blattes, die ganz nach dem Geschmack des Herrn Pinus eingerichtet und geschrieben war und den Ton für die kommende Zeit anschlagen sollte. Ja, Pinus schien wirklich berufen, überall da die leitende Stelle einzunehmen, wo der Geschmack des Publikums voraus erraten werden mußte.

An der Spitze des Morgenblatts stand ein würdiger Leitartikel aus Bodes Feder, dann folgten entseztlich kriegerische, mit auffallender Schrift gedruckte Berichte aus Konstantinopel und Paris, im Vörsenteil wieder wurde zur Festigung der Kurse die Kriegsfurcht überlegen belächelt. In den kleinen Stadtneuigkeiten war unter Pinus Einfluß ein blasierter Wit eingeführt, der über einige Selbstmorde und Verbrechen überlegen die Achseln zuckte, als über Dinge, welche die überfülltesten Abonnenten des Morgenblatts nichts angingen.

Doch der Triumph der heutigen Nummer war das Feuilleton. Nicht weniger als fünf kleine Notizen über das Privatleben der Bühnenkünstlerinnen hatte Herr Pinus aufgetrieben. Er hatte unter den Opfern vorsichtig solche Damen gewählt, die keinen Offizier zum besonderen Freund und Beschützer hatten. Er hatte kleine Standälchen gefunden, deren Veröffentlichung den Damen nicht einmal unlieb und unwillkommen war.

Mettmann fand die Notizen gut, und er war entzückt von Bodes erstem „Brief aus Italien“; vor allem aber von der kleinen Festplauderei, die Frau Leontine und Herr Pinus mit dem Witzredacteur des Blattes zusammengestoppelt hatten.

In Bodes Brief witterte der Verleger den langgeträumten, günstigen Erfolg. Schon daß er den Inhalt nicht recht verstand, steigerte seine Meinung.

Aber was waren diese Herren gegen eine geschickte Mitarbeiterin! Der giftige Saß der Frau Leontine war in eine Länderei von vollendeter Harnlosigkeit eingebettet. Milde und ruhig war zuerst dem hungernden Volk zu Gemüt geführt, daß das größte sociale Elend nicht bei ihm, sondern bei den armen Mädchen von Adel zu finden sei. Mit beliebten naturalistischen Wendungen wurde erzählt, wie entwürdigenden und ungenügenden Erwerb diese wohlherzogen Mädchen suchen müßten, sei es, um das glänzende Elend ihres Hauses weiter zu kränzen, sei es einfach, um ihren Hunger zu stillen und ihre Blößen bedecken zu können. In den Nachtcafés der Friedrichstraße könne man recht viele junge und sogar hübsche Trägerinnen adliger Namen rufen hören. Und mitten in dieser Gesellschaft war von den hübschen Malermodellen die Rede.

„Dieser Beruf macht seine Priesterinnen leider gesellschaftlich unmöglich, wenn auch im Princip gegen die Tugend eines Modells nichts einzuwenden ist. Nur die Not dieser Ärmsten der Armen kann es erklären, daß wir zum Beispiel am Eröffnungstage der Winter-Ausstellung das hübsche Fräulein von S. in der einfachsten Toilette ihres Schlafzimmers bewundern konnten. Ein glücklicher Zufall hat es dem Modell erspart, täglich aufs neue erröten zu müssen, denn ein reicher Verehrer, Herr von G., hat das berühmte Bild entführt und wahrscheinlich in seinem eignen Schlafzimmer aufgehängt. Er hat wohl zu diesem Gebrauch eines seltenen Kunstwerks ein gutes Recht, denn Jama erzählt, daß das arme Modell seine Braut geworden ist. Nicht alle armen Mädchen vom Adel enden so gut.“

Dann ging es noch ein Weilchen weiter über Kunststickerinnen und Theaterfigurantinnen, über allen Erwerb junger Mädchen, welche von Herren, von wirklichen Brotherrn, abhängig sind. Nur ein geübtes Auge konnte erkennen, daß die ganze Plauderei um der wenigen Zeilen willen dastand, die Fräulein v. S. betrafen.

„Wenn die Frau kein Geld hätte, müßte sie eine furchtbare Gegnerin sein,“ dachte Mettmann; dann empfahl er seinem Sohn, der eben von seinem Morgenpaziergang heimkehrte, die heutige Nummer des Blattes und ging ins Geschäft.

Dort war es ihm eine wilde Freude, die Leute zu zählen, die sich herandrängten, um ihn Glück zu wünschen. Der Berg von Karten, den die Briefträger mit unterwürdigem Neujahrsdank auf seinem Schreibtisch gehäuft hatten, achtete er für nichts. Das war nicht mehr als ein Gruß auf der Straße, und er war es schon seit Monaten gewöhnt, zuerst begrüßt zu werden. Nur die Menschen, die persönlich vor ihn hintraten, persönlich den Körper beugten und sich für das von ihm gespendete Geld bedankten, nur die schmeicheltesten seiner Eitelkeit. Es ärgerte ihn ernstlich, daß nicht wenigstens eine der Neujahrskarten den Stempel Blögensee trug. Und er ließ den ganzen Berg von Gratulationen von einem jungen Schreiber daraufhin durchsuchen, ob Doktor Bodes Karte nicht darunter sei.

Die andern kamen vollzählig zur Gratulationscour. Die Angestellten der Aktiengesellschaft, der „großen“ Fanzare, welche die Industrie für ihren Meister ausbeuteten und davon ihre großen Einnahmen bezogen, sie drückten dem Herrn Direktor die Hand und sprachen ihm ihre Bewunderung aus, als einem leuchtenden Vorbild ihrer zukünftigen Laufbahn. Die Herren aus der Expedition, welche den Geschäftsgang kannten, wünschten dem Sieger Glück, dessen Bücher jetzt nicht mehr mit schmähslichem Bankrott drohten. Die Unterbeamten der Druckerei, denen Herr Mettmann noch vor einem halben Jahr ihren Lohn nicht hatte pünktlich auszahlen können und denen nur eben erst wieder eine Verfürgung angezeigt worden war, flammten ihren Glückwunsch, und so finstere auch ihre Gesichter dreinschauten, feiner von ihnen öffnete den Mund, um zu sagen: „Wir sind ehrliche Leute, Du bist ein Schwindler!“

Und die Herren aus der Redaktion kamen Mann für Mann; ein jeder von ihnen hatte schon auf Mettmanns Buchersinn gestrichelt, über seine ahnungslose Unwissenheit gelacht; aber einer nach dem andern wünschte Glück zu seinen Erfolgen. Und es kamen die Reporter und die freien Mitarbeiter, welche die anständigen Besitzer und durchgebildeten Leiter der älteren Blätter kannten, welche ironisch die Streiche Mettmanns zur Fabel des literarischen Berlins machten, und sie krümmten ihren Rücken und fühlten sich sicherer, wenn Herr Mettmann ihre Hand wieder drückte.

Mitten unter ihnen erschien der alte R., der berühmteste unter den lebenden Dichtern Deutschlands, ein Mann von der garbtesten Feinsüßigkeit. Er wünschte Glück. Mettmann dankte mit seinem breiten Lachen und sagte nur:

„Sie nehmen also an? Ich zahle ihm eine Mark und fünfzig Pfennig für die Zeile, meine Herren. Was würden Sie da Zeilen schinden! Nehmen Sie sich ein Beispiel an ihm, er hat's fast so weit gebracht als ich! Andre Zeitungen hätten ihm freilich nicht so viel zahlen müssen.“

Pinus wagte einen Witz.

„Seine Muse ist eine Naze im Sack,“ sagte er mit einer Doppelverbeugung.

Der Dichter ging erst nach einigen Minuten fort, nachdem er das Geschäft mit dem Feuilleton der „Fanzare“ gesichert wußte.

„Den hätten wir nun auch,“ sagte Mettmann und richtete sich hoch auf; seine Phantasie riß ihn fort. Sein Sohn war nicht da, er sah nur Leute, die er bezahlte; er mußte eine Neujahrsrede halten. Er forderte die Herren auf, ihn zu unterstützen, weil er mit seinem Blatte einmal alle Konturrenten überflügeln wollte.

„An mir soll es nicht fehlen; ich will durch meinen Sohn die teuersten Maschinen aus England kommen lassen, und bessere Kohlen sollen Sie auch haben. Man verlangt besseres Papier, Sie sollen es haben; man verlangt bessere Lettern, ich will sie kaufen; aber dann müssen Sie auch besser schreiben, meine Herren; glauben Sie mir, das Publikum verlangt es. Es soll an Gelde nicht fehlen; lassen Sie schreiben, von wem Sie wollen, von Professoren und von Generalen, von Lebendigen und Toten, nur machen Sie mir ein gutes Blatt. Ich will so viel Abonnenten haben, daß ich mehr verdrucke

als meine ganze Papierfabrik zu liefern im Stande ist. Ich will, daß meine Konkurrenten alle ihre Dichter und ihre Redacteurs, ihre Abonnenten und ihre Inserate an mich abgeben. Ich will das Zeitungsmonopol für mich."

Und wieder ertönte sein krachendes Gelächter.

"Meine Herren, gehen Sie an die Arbeit, und nehmen Sie sich die heutige Nummer zum Muster!"

Nicht ohne Grund fühlte Mettmann sich so gehoben: heute vor einem Jahre überlegte er zwischen den mürrischen Glückwünschen seiner Leute, ob er seine Zahlungen einstellen sollte oder nicht. Jetzt war er durch, wenn die Lage des Blatts auch lange nicht so glänzend war, wie er des guten Beispiels wegen seine Leute annehmen ließ.

Doch gerade heute führte der Zug plötzlich lebhaft nach oben. Viele neue Abonnenten waren von den Zeitungshändlern angemeldet worden, weitaussehende Inseraten-Aufträge waren von der Aktiengesellschaft „Fanfare“ der Zeitung gekommen und nun begannen in der ersten Nummer die italienischen Briefe Bodes.

Die Witterung des Erfolgs war bei den Leuten vom Fach allgemein: fast jeder der Gratulanten hatte ein Wort über den ersten Brief zu sagen. Daß man in den andren Redaktionen sich darüber unterhielt, das war am Ende kein großer Gewinn; aber die Reporter wußten Besseres zu erzählen. Man sprach von dem ersten italienischen Brief in den Vierhäusern und in den Pferdebahnen, man zeigte einander die Nummer des Blattes und citierte einige Worte, man kam sogar aus der Druckerei der „Fanfare“ selbst in die Expedition, warf dem Kassierer einen Groschen hin und kaufte das eigne Blatt. Die Seher wollten lesen, was sie gestern Nacht in der Eile übersehen hatten. Die persönlichen kleinen Bosheiten, welche Bode in seiner Zelle niedergeschrieben hatte, weil Rätche sie doch nicht verstehen würde, waren für die Leser der „Fanfare“ ein Vergnügen und ein Skandal zugleich. Aber auch die weiteren und gebildeteren Kreise, die sich selbst gern „ganz Berlin“ nannten, fanden Geschmack an so gepfeffertem Kost.

Gegen Mittag wurde das Klauschen des Erfolges stärker. Aus Regierungsgebäuden und aus Palästen wurde des Bodeschen Briefes wegen um das Blatt geschickt.

Es war geschehen. Leute, welche sonst die „Fanfare“ nicht zum Einwickeln ihrer Stiefel hätten benutzen lassen, wie Gottlieb Mettmann sagte, nahmen es heute in die Hand, um es zu lesen. Mettmanns rege Phantasie verfolgte die Augen der Minister und der Finanzfürsten über jede Spalte des Blatts bis zu der letzten Zeile: für Druck und Verlag Gottlieb Mettmann.

Bevor er seine Schreibstube verließ, war der Sieg entschieden. Erst von der freundlich verwalteten Selterbude an der Potsdamer Brücke, dann von einem Händler Unter den Linden und endlich von allen Seiten kamen die Nachbestellungen auf die heutige Nummer. Es mußte eine neue Auflage gedruckt werden, der Erfolg war da.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bund der Jugend.

(Lessaing-Theater.)

Der Rechtsanwalt Stensgard ist ein strebsamer und unerschrockener Mann. Das, was man so gemeinhin „Gewissen“ nennt, besitzt er nicht. Natürlich lächelt er auch mildeidig über „Grundsätze“, die nach seiner Ansicht eine komische Beschränkung unserer Mitvorden sind. Nicht als ob er Grundsätze nicht zu schätzen wüßte — durchaus nicht. Er kann sie bei seinem Handwerk sogar in keiner Weise entbehren; sie sind das wichtigste Mittel seiner Carriere. Nur daß er nicht starrer Dummkopf genug ist, sich an bestimmte Grundsätze zu halten. Er umfaßt alle Grundsätze, die es zwischen Himmel und Erde giebt, mit gleicher Liebe. Er schwört heute zur politischen Linken, um morgen, wenn es sein Vorteil fordert, als konservativer Mann die „maßlose Neuerungssucht“ unserer Zeit zu beklagen. Er ist heute Republikaner, um morgen wie ein Cavalier aus den Tagen des Kololo die wüste Formlosigkeit der modernen Jugend zu bedauern. Herr Stensgard kann sich eben alle Grundsätze aneignen, weil er keine hat. Er will ins Parlament, will in eine reiche Familie des Landes hineineheiraten, und will es vom Parlamentarier zum einflussreichen Staatsrat bringen. Das ist sozusagen sein Programm, die „Weltanschauung“, für die er kämpft, die einzige „Ueberzeugung“, der er niemals untreu wird. Als er sich in einem Distrikt des südlichen Norwegens niederläßt, versucht er zunächst in die älteste und einflussreichste Familie der Gegend einzudringen. Er läßt es sich nicht verdrießen, zweimal seine Karte abzugeben, um zweimal nicht empfangen

zu werden, weil man ihn dem alten Kammerherrn — dem Haupt der Familie — als Streber und Glücksritter geschildert hat. Natürlich wird Herr Stensgard nunmehr ein überzeugter Parteigänger der Opposition, wobei gleich bemerkt werden mag, daß es sich weniger um politische als vielmehr um lokale Opposition handelt. Der Kammerherr ist der Magnat der Gegend, gegen den sich ein Angriff von Spekulanten verübt worden hat, nicht aus politischen Gründen, sondern weil sie selber etwas fischen möchten. Dieser Gruppe, deren Haupt ein gewisser Monsen ist, schließt sich Stensgard an. Bei einem Gartenfest zu Ehren der norwegischen Verfassung springt er auf den Tisch und hält eine flammende Rede gegen den Kammerherrn. Der Kammerherr kommt während der Rede gerade hinzu und da Stensgard von einem Alp spricht, der auf der ganzen Gegend lastet, glaubt er nicht anders, als daß er sich gegen die drohende geschäftliche Krisis wendet, die durch Monsens unsolide Spekulationen hervorgerufen ist. Und diesen intelligenten, jungen Menschen hat man als einen „Glücksritter“ bezeichnet und er hat ihn zweimal abgewiesen! Oh! Der Kammerherr ist ganz indigniert.

Um sein vermeintliches gesellschaftliches Versehen wieder gut zu machen, läßt er den Rechtsanwalt am nächsten Tage zu einem Diner ein. Stensgard glaubt selbstverständlich, daß der Kammerherr vor seinem neu gegründeten „Bund der Jugend“ Furcht hat, nimmt aber die Einladung an. Wie er nun in dem reichen Hause mit aufrichtiger Liebenswürdigkeit aufgenommen wird, ändert er seinen Plan, beschließt sofort den „Bund der Jugend“ zu verraten und sich an den Kammerherrn zu halten, der schließlich doch über den solidesten Geldschrank verfügt. Bei einem Pfänderspiel wird bestimmt, daß er eine Rede halten muß, um sein Pfand einzulösen. Ein alter Intrigant, der an kleinen wigigen Bosheiten seine Freude hat, giebt ihm den diabolischen Rat, bei dieser Gelegenheit sein Versehen vom Tage vorher gut zu machen. Stensgard ergreift die scheinbar so günstige Gelegenheit mit dem ganzen Eifer des Reu-belehrten. Er hält eine glänzende Rede, in der er ausführlich, wie töricht er gewesen sei, als er gestern in so unüberlegter Weise den Kammerherrn angegriffen habe. Natürlich erfährt dadurch der Kammerherr erst den eigentlichen Sinn der Versammlungsrede und die beiderseitige Freundschaft nimmt ein sehr jähes Ende. Ebenso natürlich läßt Herr Stensgard sich keinen Augenblick in Verlegenheit bringen; er schlägt sich einfach zur Opposition und verjagt durch Drohungen seine Zwecke zu erreichen. Er hat die bodenlose Frechheit, am Tage nach dem Diner um die Hand der Tochter des Kammerherrn anzuhaken, und erklärt bei dieser Gelegenheit, daß der Kammerherr ihn haben könne, wie er wolle — als Freund oder als Feind. „Man kann ihm eine gewisse Offenherzigkeit nicht abprechen“, bemerkt der Kammerherr nach dieser Scene und charakterisiert damit Stensgard als einen jener Streber, die ihr Handwerk mit einem gewissen cynischen Gaunerhumor treiben. Etwa als würden sie vor dem Gedanken geleitet: „Thut nicht so fromm, meine Freunde. Ihr handelt ja zu 3/4 aus denselben Motiven, wie ich. Nur daß ich offen bin und auf die ganze Sache pfeife.“

Es würde zu weit führen, die vom Dichter ersonnene Intrigue in ihren einzelnen Fäden zu verfolgen; nur so viel: Herr Stensgard hat die besten Aussichten, ins Parlament zu kommen. Die Stimmung der Wähler ist entschieden für ihn. Nur daß ihm leider der Grundbesitz fehlt, den er verfassungsmäßig haben muß. Er beginnt nun eine wilde Jagd nach einer guten Partie. Er rechnet bald mit der Tochter des Kammerherrn, bald mit der Monsens und bald mit einer schon recht ehrwürdigen Witwe, die eine einträgliche Gastwirtschaft besitzt. Die geschäftliche Krisis, die in der Gegend im Anzuge ist, scheint bald diese und bald jene Familie zu bedrohen. Je nach diesen wechselnden Aussichten wechselt auch stets Stensgards Liebe mit einer unheimlichen Sicherheit, woraus sich dem zum guten Teil die komischen Wirkungen des Stücks ergeben. Stensgard bleibt schließlich der Dupierte. Sein Schwanken bringt es mit sich, daß ihm am letzten Ende alle Parteien entgegen. Nicht einmal die bereits etwas ehrwürdige Witwe erhält er. Mit einem Lachen über den betrogenen Betrüger entläßt uns der Dichter.

Ganz allgemein fällt zunächst der Einfluß der französischen Komödie auf. Von der germanischen Charakterkunst, zu der Ibsen später vorgebrungen ist, merkt man in dem Stück wenig. Die Gestaltungskraft ist jedenfalls nicht stärker, als sie in guten französischen Komödien eben auch ist. Die französische Technik hat Ibsen eigentlich sein Leben lang beibehalten, wenigstens spielt sie auch in seinen späteren und berühmten Stücken eine große Rolle; hier aber dichtet er schlechthin im Geiste der französischen Komödie. Ich wenigstens hatte den ganzen Abend den Eindruck, als hätte, von einigen Kennerlichkeiten abgesehen, ebenso gut der Name etwa Augiers auf dem Zettel stehen können. Auch die Intrigue ist durchaus französisch ersonnen und geführt. Vielleicht hat es doch nicht wenig zu den internationalen Erfolgen Ibsens beigetragen, daß er für seine neuen künstlerischen Ideen eine sozusagen populäre Technik wählte, daß er neuen Wein in alte Schläuche goß. Er hatte viel Neues und Bedeutendes zu sagen, was naturgemäß verstümmen mußte, aber er sagte es wenigstens in einer Theaterprache, die man kannte und deren Grammatik in allen Schulen gelehrt wurde. Im „Bund der Jugend“ ist wie gesagt nicht nur die Technik französisch, französisch ist auch die ganze Art der Betrachtung und Darstellung. Hjalmar Ekdal in

der „Wildente“ ist die Schöpfung eines grandiosen satirischen Humors. Im „Bund der Jugend“ finden wir Epirit, bezaubernden, gallischen Epirit, aber eben doch nur — Epirit.

Wie sehr es mehr auf geistreiche Anmerkungen und blitzende Seitenhiebe ankam als auf wirklich gestaltende Satire, beweist am besten die Figur des komischen Gelden. Stensgard ist schlecht und recht eine Figur des Salonstücks im letzten Grunde ohne eine Spur von wirklichem Leben, geschweige denn von satirischer Tiefe. Im wirklichen Leben läßt sich kein Streber, am wenigsten ein so abgebrühter, mit einer derartigen tafelnspielerhaften Gefälligkeit hinteres Licht führen, wie es hier lediglich und ausschließlich im Interesse der Theaterintrigen geschieht. Wenn Stensgard etwa Peterion hieße und in der Karl-Johann-Straße Nr. 12 in Christiania wohnte, würde er die Finanzen der Familie, in der er hineinzuheliraten beabsichtigt, besser kennen, als daß ein ihm zugewendetes Wort eine Aenderung seiner Dispositionen veranlassen könnte. Er würde dann auch zu vorsichtig sein, um seine geheimsten Absichten einem Manne auszulaudern, in dem von vorn herein selbst der mittelmäßigste Theaterbesucher den Feind erkennt. Er hätte vielleicht die Tochter des Kammerherrn verpielen können, aber die bereits ehrwürdige Witwe mit der Gastwirtschaft hätte er sicher bekommen und wäre ebenso sicher Parlamentarier, am Ende auch Staatsrat geworden. Stensgard ist ein Lustspielstreber, der eigens zu diesem Zweck erfunden ist, in bequemer Weise lächerlich gemacht zu werden. Kein Mensch fühlt im Verlauf des Abends etwas von dem Ernst des Stoffs. Kein Mensch glaubt auch nur einen Augenblick, daß diese Sorte von Strebern einem Lande gefährlich werden kann. Nun sind aber Streber wirklich gefährlich und somit unterschlug Ihnen den Teil seiner Aufgabe, der allein ein Vorwurf großer Kunst gewesen wäre. Wir Deutsche besitzen ein Buch, in dem die Stensgard und Konsorten satirisch durchgehöhelt sind, ohne daß die Tragik verloren gegangen wäre — ich meine Kellers „Martin Salander“. Man braucht nur an dieses Buch zu denken, um das Theaterhafte im „Bund der Jugend“ mit Händen zu greifen. Natürlich soll mit all dem nicht gesagt sein, daß uns die Aufführung nicht gefreut hätte. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Einmal war es außerordentlich interessant, den Ibsen zu hören, der seine eigne Sprache noch nicht gefunden hat, und dann haben wir es ja, wenn auch nicht mit einer dramatischen Dichtung, so doch mit einem ungewöhnlich geistvollen Stück zu thun. Fraglich bleibt nur, warum Neumann-Hofer uns das Stück in den Tagen der noch nicht ganz erwachten Saison brachte. Es wäre später besser am Platz gewesen.

Im Vordergrund der Darstellung stand Hubert Neusch, der den Stensgard mit einer unendlich lebenswürdigen und unendlich einfachen Kunst spielte. In Neusch hat das Lessing-Theater einen Schauspieler gewonnen, dem wir sehr gern wieder begegnen und zwar um so lieber, je bedeutender die Rolle ist, die er darzustellen hat. Er war Berlin und Deutschland lange untreu. Hoffentlich bleibt er jetzt bei uns. Nicht nur das Lessing-Theater, sondern die Berliner Kunst überhaupt kann ihn brauchen. Adolf Klein spielte den norwegischen Kammerherrn wie einen englischen Lord und spielte diese falsche Auffassung überdies noch mit einer außerordentlich unangenehmen Deutlichkeit. Er unterließ in einer Weise, die für die Intelligenz der Besucher eine Beleidigung war und schauspielerte dabei so recht nach der Kunst. Herr Joseph Klein hatte keine Gelegenheit, von dem Talent Gebrauch zu machen, das er in Fribda's „Clavin“ gezeigt hat. Die weiblichen Rollen waren neben-sächlichlicher Art. —
Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Die Drachen steigen. In der „Breslauer Zeitung“ finden wir nachstehende launige Klauerei: Die Zeit hat sich erfüllt, der zweite Grasschnitt ist vorüber, die Jungvögel folgen der Sonne nach südlichen Breitegraden. Wer einen Drachen sein eigen nennt, läßt ihn jetzt steigen. Ausdrücklich sei bemerkt, daß wir nur Papierdrachen meinen. Man kann wirklich in seinen Ausdrücken nicht vorsichtig genug sein, und besonders mit dem schönen Geschlecht soll man es nicht verderben. Zwar weiß jede Auge Frau und jede geschickte Schwiegermutter, daß Männer und Schwiegerjöhne, die während der Ferien ihre Drachen steigen ließen — sei es auf die Koppe, oder auf die Hochalpspize — nicht von der schlimmsten Art sind, da sich neckt, was sich liebt — doch wir reden trotzdem nur von Papierdrachen. Ein heißer Wind geht unlarft über die Stoppeln und die Sturzäder; der Himmel hat sein lichttrunkenes Sommerblau verloren, er ist anders geworden, und doch läßt sich die Aenderung schwer oder gar nicht beschreiben. Der Blick kann freier zur Höhe schauen als in den Tagen der Aehrenblüte, des Reisens und der Ernte; auch ist die Luft durchsichtiger geworden, da die flutenden Lichtmassen der hochstehenden Sonne das Auge weniger blenden. Ruhig kann es die papierenen Gebilde verfolgen, die gelassen hoch oben im klaren Aether schweben. Diejenigen, die den höchsten Flug nehmen und zuweilen in Vollenhöhe dem nach Deute auslugenden Kondor gleichen, sind die guten alten deutschen, oder besser gesagt: schlesischen Drachen; das fremde Gezeug, sei es chinesischen, japanischen, italienischen oder französischen Ursprungs, sei es Drache, Adler, Papagei, Taube oder Vär, vermag so hoch nicht zu steigen. Der schlesische Drache ist ein Produkt der Hausindustrie, aber keine Handelsware. In der Regel arbeiten Vater und Sohn gemeinsam daran,

und ohne daß sie physikalische, äronautische und meteorologische Kenntnisse besitzen, bringen sie ein Kunstwerk fertig, das gewöhnlich schon — im Gegensatz zu dem Zeppelinischen Lebenswerke — beim ersten Probeflieg tadellos funktioniert. Während im übrigen Deutschland die Form des Drachens vielfachen Aenderungen unterworfen ist, so daß er bald als runde oder längliche Scheibe, bald als Dreieck erscheint, bewahrt unser schlesischer Drache getreu seine alte bekannte Form, die ihm schon zu Argropaters Zeiten eigen war. Einzelne Versuche, ihn anders zu gestalten, oder ihn durch Bildhimmud und allerlei Zierrat ein vornehmes Aussehen zu verleihen, haben es zu keiner allgemeinen Geltung gebracht. Unser schlesischer Drache ist nur selten ein Knabenspielzeug; in der Regel gilt er als wertvolles Familienbesitztum. Entsprechend der Kunst und der Mühen, die seine Herstellung verursacht hat, wird er vom Familienvater sorgsam gehütet. Am Sonntag zieht die ganze Familie hinaus ins Freie, und wenn ein Vabj vorhanden ist, tritt auch der Kindertwagen in Aktion. Bitterschnitten werden eingepackt und Flaschen mit Kaffee und ein Fläschel mit etwas Gutem für den Papa werden mitgenommen auf die Wiese. Papa leitet die Operationen, die dem Aufsteigen des papiernen Ungetüms vorausgehen; er leistet auch die hauptsächlichste Arbeit und ist dabei wahrhaft eifrig, als handle es sich um die Loslassung eines Fesselballons zur Beobachtung der feindlichen Schlachtfstellung. Er allein besorgt, sobald der Drache 'gen Himmel steigt, das Abwickeln der Schnur, und er traut keinem seiner Lieben die rechte Fähigkeit und die Kraft zu, den schwebenden Drachen an der Schnur festzuhalten. Zu einer besseren Ansicht gelangt er erst, wenn er das Bedürfnis empfindet, sich ein wenig lang hinzustrecken, oder wenn sein forschender Blick in nicht allzu weiter Entfernung eine Bierquelle entdeckt hat. In solchen Fällen gelangt dann sein lieber Nachwuchs zu dem ersehnten Glück, den Drachen halten zu dürfen. Die Mutter erhält das Aufsichtsamt, sie gelobt es gewissenhaft zu erfüllen. Die Kleinen rechtfertigen das in sie gesetzte Vertrauen, sie halten abwechselnd das im hohen Luftbereich kämpfende papierne Fabeltier herzhast am Wängel fest . . . —

— Die rheinische Zwiebellerb. Der „Frankf. Jtg.“ wird aus Woppard unterm 29. August geschrieben: Ein Jahrmarkt, der in den westlichen Provinzen wohl nicht seinesgleichen haben dürfte, — die sogenannte „Zwiebellerb“ — wurde hier heute abgehalten. Seit Jahrhunderten deat der mittelhheinische Hunsrüder, Westerwälder Bauer auf diesem Jahrmarkt, der einen interessanten Beitrag zum Kapitel von den Volksgebräuchen liefert, seinen Bedarf an Zwiebeln. Während früher die zum Verkauf gestellten Zwiebeln bis nach Bonn heruntergegangen, wird heute Neuviad die Grenze bilden. Der Umfah ist im Lauf der Jahre zurückgegangen, doch ist er auch jetzt noch recht bedeutend, er geht in die Laufende von Centnern. Der Markt wird in der Rheinallee abgehalten. In früheren Jahren war die Ankunft der Bauern interessant. Eine ganze Flotille von kleinen Kähnen kam am Vorabend der Kirmes den Rhein herauf, heute vereinigen sich die Zwiebelzüchter und kommen mittels Dampfboot und mit großem Schlepplahn. Schon früh morgens kommen die Kleinbauern von den Höhen herunter, und vor acht Uhr schon beginnt der Handel, bei dem es oft so lebhaft zugeht, als handele es sich um den Verkauf ganzer Bauernhöfe; doch tragen viele nur ihre 25 Pfund im Säcken auf die Berge. Gute Geschäfte machen die anwesenden Korbhändler, da auf der Zwiebellerb auch der Bedarf an Körben für die bevorstehende Kartoffelernte gedeckt wird. Das günstige Erstwetter hatte in diesem Jahre viele Landleute zurückgehalten, weshalb das Geschäft ein schlappendes war und der Markt nicht wie sonst geräumt wurde. Die Preise schwankten zwischen 3,50 und 4,50 M. für den Centner. Daß zu Ehren des Zwiebelmarkts mancher Schoppen Landwein gestochen und am Abend gehörig getrunkt wird, bedarf besonderer Erwähnung nicht. —

Theater.

Freie Volkshöhne. „Die Nacht der Finsternis“ von Tolstoj. Deutsch von August Scholz. — Die Aufführung des Tolstoj'schen Dramas gestaltete sich ungewöhnlich eindrucksvoll und fesselnd. Das Lessing-Theater hatte seine besten Kräfte ins Feuer geschickt, die sich vortrefflich hielten und die Dichtung zur Geltung brachten, soweit sie auf der Bühne überhaupt zur Geltung gebracht werden kann. Rosa Bertens, Pagah, Waldow, Feil, Frau Ehsoldt u. a. wirkten mit. Fangen wir mit Frau Bertens an. Jeder Satz der Anisja verlangte nach ihrer Darstellung. Bei der Lektüre muß man immer wieder an sie denken, und so war es sehr erfreulich, daß wir sie auch auf der Bühne sehen konnten. Sie ist die geborene Darstellerin der rücksichtslosen weiblichen Sinnlichkeit, der Sinnlichkeit, die in Luise Hölse zur Revolution auffordert, die als Bäuerin in Langmanns „Gertrud Antles“ mit kaltem Egoismus zu Werke geht und die als Anisja den alten Mann vergiftet, um ihren Galan zu behalten. Wir sahen Momente von prachtvoller Kraft, so in der Zankscene, so in der düsternen Stunde, in der sie Nikita zum Verbrechen zwingt, so im Hoahzeitakt, wo sie wie eine betrunkene Dirne auf die Bühne kommt. Nächstens wird die Duse wieder erscheinen, um durch ihre deladente Kunst diejenigen zu erfreuen, die sich daran freuen mögen. Wir muß man schon gestatten, Feuer und Rasse der Bertens den müden Künsten der italienischen Virtuosi vorzuziehen.

Frau Ehsoldt brachte in ihrer klugen und sicheren Kunst die

Marina zu vortrefflicher Wirkung. Die Alina war von Martha Alkenberg in ihrer einfältig-brutalen Art durchaus richtig erfasst und durchgeführt, nur das Darstellerin hier und da etwas laut und äußerlich wurde. Die kleine Anjuta wurde von Fräulein G. Min mit entzückendem Eifer und auch mit entzückendem Talent gespielt. Unter den mitwirkenden Herren müssen Waldow, Pagah, Pfeil und Grunewald genannt werden.

Ich bedauere, daß mich der Raum zwingt, so summarisch zu erfahren. Besonders Waldow brachte den alten hinfälligen Alim in Marke und Spiel auszeichnet herans. In einigen Scenen hätte er vielleicht etwas von der Ruhe verlieren dürfen, die zu seinen künstlerischen Vorzügen gehört. Ungenügend war nur Lore Jona als Matrone; sie war es allerdings auch gründlich.

In aller Kürze noch zwei Bemerkungen zu der Regie Willehms. Erstens: etwas mehr Unerkennung der „verfänglichen“ Rollen gegenüber. Ein Verein, der aus künstlerischem Idealismus gegründet ist und künstlerisch ideale Zwecke verfolgt, kann sich mehr erlauben, als eine öffentliche Bühne, die leider von der verlogenen Prüderie des Publikums abhängig ist. Das cynische Wort, das die betrimfene Anisja an ihren Mann richtet, hätte man nicht zu streichen brauchen, um so weniger, als es in heller Beleuchtung zeigt, wie weit Anisja allmählich heruntergekommen ist. Zweitens: im vierten Akt fahren die Gaiter unter Schellenklingel ab. Möglich, daß in einigen russischen Gegenden auch die Wagenpferde Schwelen tragen. In uns werte es leicht die Illusion, daß sie in Schlitten den Hof verlassen, zumal wir das Schlittengeltingel noch aus dem dritten Akt im Ohr haben. Die Illusion läßt sich aber nicht aufrecht erhalten, da auf der Bühne die Ränne in vollem Laubschmuck stehen. Die Schellen blieben also wohl besser weg. — E. S.

— Fremde Autoren auf der tschechischen Nationalbühne. Ueber die Bühnentätigkeit des tschechischen Nationaltheaters in Prag in der Zeit von 1888—1900 hat der gewesene Direktor desselben bei seinem Rücktritt von der Theaterleitung eine übersichtliche Darstellung veröffentlicht, die bemerkenswerte Sirensichter auf die Eupfänglichkeit und die Geschmacksrichtung des tschechischen Theaterpublikums wirft. Der Bericht enthält das Einzelständige, daß eine jede Jbsen-Aufführung für das tschechische National-Theater ein in die Tausende gehendes Deficit bedeute. Von den Werken fremder Autoren waren für die Theaterkasse am wertvollsten — Ausstattungsstücke. So warfen „Die Reife um die Erde“ 130 000 Kr., „Die sieben Raben“ 178 000 Kr. ab. Wjzets „Carmin“ brachte es in der Berichtszeit zu 92 Aufführungen mit einer Gesamteinnahme von 122 000 Kr., „Der Müller und sein Kind“ warfen im ganzen 161 000 Kr. ab. Am ertragreichsten waren die Opern des tschechischen Komponisten Smetana, die im ganzen 808 000 Kr., das sind 10 Proc. der gesamten Tageseinnahme in der Berichtszeit, eintrugen. „Die verkaufte Braut“ allein führte zu Einnahmen im Betrage von 450 000 Kronen. Die klüglichen Kassa-Erfolge erstellten Jbsen, Hauptmann und — Schiller. Hauptmanns „Einsame Menschen“ brachten es zu vier Aufführungen, die im ganzen 900 Gulden abwarfen. Schillers „Wallensteins Tod“ wurde in 17 Jahren viermal gegeben und brachte der Theaterkasse 988 G. (eine Vorstellung ergab 134 G.) ein. Jbsens „John Gabriel Borkmann“ wurde dreimal aufgeführt (Gesamteinnahme 600 G.), „Nosmersholm“ viermal (Gesamteinnahme 850 G.), „Kora“ siebenmal mit Gesamteinnahmen im Betrage von 1365 G. Der beste Theaterabend während der letzten 17 Jahre war ein Gastspiel der Patti, das eine Einnahme von 9300 G. erzielte, der schlechteste Theaterabend eine Aufführung von „Kora“, die der Kasse des tschechischen Nationaltheaters — 78 G. zuführte. —

Ans dem Tierleben.

— Landschnecken-Wanderungen. Die Schnecken, welche uns als ein Symbol des langsamsten Vorwärtstommens dienen, legen doch im Laufe der Jahre beträchtliche Strecken zurück, denn „wer langsam geht, kommt auch zum Ziel“ sagt das Sprichwort. Einzelne Feststellungen, die A. E. C. Stearns über die Ausbreitung europäischer Schnecken in der Umgebung der Bai von San Francisco gemacht hat und die der „Prometheus“ mitteilt, sind in dieser Beziehung sehr lehrreich. Vor vierzig Jahre haben sich mehrere in der Nähe von San Josa ansässige französische Familien die süd- und westeuropäische Weinbergschnecke (*Helix aspersa*) kommen lassen, um sie für Nahrungszwecke zu züchten. Sie hat sich dort so gut acclimatirt, daß man bereits über Weinbergschaden klagt, und man findet sie an Orten, die 80 Kilometer von dem Aussehungscentrum entfernt sind. Dieselbe Schnecke ist übrigens auch an den atlantischen Küsten von Charleston in Süd-Karolina, in Neu-Orleans, Batonrouge bis Portland (Maine) und Neu-Schottland verbreitet, wohl überall dort von Liebhabern ausgeht. Unsere gewöhnliche Weinbergschnecke (*Helix pomatia*) scheint bei San Francisco weniger gut zu gedeihen; dagegen hat sich von nackten Wegschnecken *Amalia Howstoni*, die sich zuerst vor 15 Jahren bei San Francisco zeigte, jetzt bereits über die gesamte Südküste der Vereinigten Staaten, von San Diego bis Seattle verbreitet. Man kennt ihre Heimat nicht, obwohl man eine europäische vermutet, da sie der *Amalia gagates* sehr ähnlich ist. Von andern europäischen Landschnecken, die in Californien vorkommen, nennt Stearns *Bulimus ventrosus* und *Zonites cellaria*, die man auch in Pennsylvania, Michigan, Quebec und Charleston antrifft.

Wasserschnecken, die durch Sumpfvögel verschleppt werden, besitzen meist eine sehr weite Verbreitung. —

Meteorologisches.

— Die Lufttemperatur in großen Höhen. Es ist längst bekannt, daß in großen Höhen über der Erdoberfläche die Luftwärme sehr gering ist, ja, daß auch dort in Sommer Temperaturen angetroffen werden, die mit der Winterkälte Sibiriens den Vergleich bestehen. Seit April 1898 hat nun der französische Meteorologe Teisserenc de Bort die Wärmeverhältnisse der hohen Luftschichten studiert, indem er unbemannte kleine Ballons aufsteigen ließ, die mit selbstregistrierenden Thermometern versehen waren. Die Zahl dieser Sondierfahrten beläuft sich auf 100, worunter sieben eine Höhe von mehr als 14 000 Meter erreichten, 24 kamen bis 13 000 Meter, 53 bis 9000 Meter. Die Untersuchung der Aufzeichnungen ergab, daß die Lufttemperatur in verschiedenen Höhen während des Jahres bedeutend größeren Schwankungen unterliegt, als man bis jetzt glaubte. Die Temperatur 0 Grad findet sich in der kalten Jahreszeit oft unmittelbar am Boden, im Sommer trifft man sie bisweilen erst in 4000 Meter Höhe an. Die Temperatur von —25 Grad Celsius findet sich in unsern Gegenden nur höchst selten im Winter am Boden; zur Winterszeit trifft man sie aber in 8000 Meter Höhe fast immer, im Sommer erst in Höhe von über 7000 Meter. Die Temperatur von —40 Grad Celsius fand sich wiederholt in 6000 Meter Höhe, gewöhnlich trifft man sie erst in 9000 Meter und zur Sommerszeit meist in noch größerer Höhe. Die Temperatur von —50 Grad Celsius steigt nie merklich unter 8000 Meter herab, im Juli und September 1899 wurde sie erst in 12 000 Meter Höhe angetroffen. Sonach finden selbst in Höhen bis zu 10 000 Meter noch starke jährliche Schwankungen der Luftwärme statt. Die höchste Temperatur tritt dort gegen das Ende des Sommers ein, die niedrigste am Ende des Winters, aber von einem zum andern Tage finden selbst in großen Höhen starke Temperaturschwankungen statt und diese Schwankungen sind wie die Temperatur selbst an die verschiedenen atmosphärischen Zustände geknüpft. (Köln. Zeitung.)

Humoristisches.

— Ein Opfer des Berufs. „... und Sie schweigen dazu, Frau Rechtsanwält, wenn ihr Mann so spät nichts aus dem Klub heimlehrt?“
„Was soll ich ihm, Frau Kälin, er hält dann immer so glänzende Verteidigungsreden!“
— Sensations-Nachricht. „Gerhart Hauptmann hat soeben den Plan zu einem neuen Werk im Renaissance-Stil entworfen.“
„Wird es ein Märchen?“
„Nein, eine Villa.“
— Was ist eine Jungenübung? Wenn der Mikado Kalao aus Niolo und Khasi aus Tokio nach Taku schickt. — (Luft. Bl.)

Notizen.

— Das Schauspiel des Fürsten Friedrich Brede „Das Rechtsaufsich selbst“ ist am Deutschen Volkstheater in Wien mit Erfolg aufgeführt worden.
— Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater wird am 14. September mit der Märchenoperette „Der Jugendring“ von Louis Noth eröffnet werden.
— Die großen philharmonischen Konzerte finden unter Arthur Nikischs Leitung an den Montagen: 8. October, 22. October, 5. November, 19. November, 10. Dezember d. J., 7. Januar (1901), 21. Januar, 4. Februar, 18. Februar und 4. März statt.
— Ein Gölth-Denkmal wird in Hannover errichtet werden; der Bildhauer Gundelach ist mit der Ausführung betraut.
— Der Berliner Magistrat hat für das Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal, das am Goldschiedich im Tiergarten errichtet werden soll, 10 000 Mark bewilligt.
— Zu dem Wettbewerb für das Straßburger Denkmal des jungen Goethe sind 65 Modelle eingegangen.
— Die Leiter der „Etschischen, illustrierten Rundschau“, Maler Spindler, Dr. med. Bucher-Strasbourg und Schriftsteller Langels-St. Leonhard haben ein Komitee gebildet, um ein eTsassisches Volksmuseum zu errichten. In dem Volksmuseum sollen die Volkstrachten, die charakteristischen Möbel, sowie Darstellungen der Arbeitkonk in Etsch systematisch gesammelt werden. Mit der Gründung dieses Volksmuseums soll die Errichtung eines eTsassischen Volkstrachtenvereins Hand in Hand gehen.
— Ein gutes Legehuhn ist leicht von einem schlechten zu unterscheiden. Je dunkler scharlachrot Kamm und Bart während der Legeperiode sind, um so bessere Eierleger sind die Tiere. Magrot gefärbte Kämme, schmutzigweiße, gelblich rosarote Ohrschleiben deuten auf schlechte Eierleger. Genigende Mengen Kalk oder Eierschalen, dem Futter beigegeben, sind unbedingt den Hühnern zu reichen, sollen sie reichlich und gut legen. —